

## Zwischen Heimatverlust und Weltbürgertum

Der Lebensweg von Frido Mann

Oft erweisen sich berühmte Namen mehr als Hypothek, als daß sich daraus (Lebens-) Kapital schlagen ließe. Nicht selten ist mit ihnen mehr Fluch als Segen, mehr Schatten als Licht verbunden – so jedenfalls erlebte und erlitt Frido Mann seine Kindheit und Jugend, ja selbst noch lange Jahre seines Erwachsenenendaseins: als ein dauerndes Hin und Her, ein Auf und Ab – ein Lebensweg als „Achterbahn“, wie der Lieblingsenkel von Thomas Mann seine Autobiographie überschrieben hat<sup>1</sup>. Der Titel ist auch eine Anspielung auf eine makabre Familienanekdote, die er im Alter von 20 Jahren von seinem Vater Michael, einem Musiker und Germanisten, erzählt bekam: begleitet vom Kopfschütteln des Kassiers habe er mit seiner hochschwangeren Frau in San Francisco – „jung und unerfahren“, wie sie damals gewesen seien – eine Achterbahn bestiegen. Fazit des Vaters: „Und darum bist du ja auch so mißraten“ (16).

Diese ironische Bemerkung – sie „saß“ jedenfalls – charakterisiert den ebenso lebenslangen wie schicksalsschweren Umgang mit Vätern und Übervätern: Abgrenzungskämpfe und -krämpfe von Anfang an. 1940 im kalifornischen Exil in eine Schriftstellerdynastie hineingeboren, wurde diese für Frido Mann zur drückenden Last. Sie prägte wider Willen, sie lähmte, und stets wollte, ja mußte er sich davon freispielen, um nicht zu sagen: freistrampeln, bis er – nach mehreren abgeschlossenen Studien mit durchaus vielversprechenden Karrierechancen – im Jahr 1981 selber zur Feder

griff und Schriftsteller wurde; 1985 erschien sein erster, autobiographisch gefärbter Roman „Professor Parsifal“. Einen Literaturnobelpreisträger seinen Großvater nennen zu können, erschien ihm keineswegs als Privileg. Frido Mann wollte gerade nicht nur als „der Enkel von ...“ gelten, mußte aber immer besser sein als andere: „Das auf mir lastende Stigma ist also weniger ein literarisches als ein soziales“ (61).

Die eigenen Eltern – der Vater ein „überspannt wirkender Wüterich“ und „riesiges Kind“, die Mutter „unterkühlt“ (40) – waren vor allem mit sich und ihrer Karriereplanung beschäftigt. Eine der wenigen Ausnahmen bildet eine Überlegung, die freilich mehr der eigenen Reputation als dem Wohl des Sohnes nutzen sollte: Wegen seines engelhaften Aussehens erwogen sie, Frido zum Film nach Hollywood geben (vgl. 40). Es scheint, als hätte es ihnen genügt, Kinder in die Welt zu setzen, um dann die Verantwortung für sie zu delegieren bzw. abzuwälzen: Monatelang waren sie den Großeltern Thomas und Katia Mann unweit von Los Angeles anvertraut, in verhaßten Schweizer Landschulheimen „zwischenengelagert“ oder in Internaten untergebracht. Einmal kam sogar der Gedanke auf, die beiden Söhne den Großeltern zur Adoption vorzuschlagen – Sinnbild für die vorhandene Distanz. Der Großvater, in dessen Haus in Pacific Palisades Exil-Musiker, Schriftsteller und andere Größen aus- und eingingen (Otto Klemperer, Artur Rubinstein, Igor Strawinsky, Arnold Schönberg, Theodor W. Adorno, Franz Werfel



und Lion Feuchtwanger, um nur einige klingende Namen zu nennen), wurde zum Ersatzvater. Sein Tod 1955 wird beim 15-jährigen ein „Vakuum“ hinterlassen, das freilich „nicht nur die Folge eines Wegfalls seiner bergenden Liebe, sondern auch des immensen, ständig über mir schwebenden und alles verdunkelnden Schattens“ (109) war.

Mit sieben Lebensjahren mit Mutter und Bruder zum ersten Mal in Europa, schockieren die Kriegsruinen bei der Ankunft im Hafen von Rotterdam – der Zweite Weltkrieg ist nicht mehr „eine abstrakte Größe aus den in der kalifornischen Idylle fast täglich gehörten Berichten über die Hölle am anderen Ende der Welt“ (47). Das „Kinderparadies“ (34) geht für den Achtjährigen mit der Übersiedlung nach Europa zu Ende, erst 1975 wird er es wiedersehen. Die bis dahin unbekannten Großeltern mütterlicherseits erweitern den Horizont: Zürich und Zollikon lösen Kalifornien ab. Die Eltern schauen, wenn der Vater nicht gerade auf Tournee ist („Half a year of family is enough“, 70), dann und wann vorbei. Zwar gibt es auch ausgedehnte Reisen durch Europa und Urlaub mit den Kindern. Aber danach kehren sie wieder nach Amerika zurück, die Söhne bleiben in der Schweiz, wohin 1952 die Großeltern Mann umziehen, um sich 1954 in Kilchberg am Zürichsee niederzulassen. Auch Golo Mann, der Lieblingsonkel, der nach dem Tod des Großvaters zum Ersatzvater wird, kann die Verlostängste Fridos nicht beschwichtigen. Später baut sich Distanz bis hin zur absoluten Funkstille auf – „eine Familie voller gegenseitiger Rivalitäten“ (131): gekränkte, übergangene, verkannte, verletzte, zerstrittene Tanten, Onkel und andere Verwandte, wohin man schaut.

Nach dem Abitur – zur amerikanischen ist inzwischen auch die Schweizer Staatsbürgerschaft gekommen – beginnt Frido ein Musikstudium am Zürcher Konservato-

rium, das er 1964 an der Accademia di Santa Cecilia in Rom abschließt. Eine Lebenskrise – ausgelöst durch Todesängste beim Gang über den zugefrorenen Zürcher See nach einer „Parsifal“-Probe – führt zur Hinwendung zur Religion. Er liest das Neue Testament, nimmt in Zürich Konvertitenunterricht bei dem Jesuiten und Tiefenpsychologen Josef Rudin. Eine Tante vermittelt den Zugang zu dem jungen progressiven Priester Ernesto Balducci in Rom, 1963 erlebt Frido Mann in einer öffentlichen Audienz Papst Paul VI. Das 1964 aufgenommene Theologiestudium in München schließt er 1969 mit einer Dissertation bei Heinrich Fries über Martin Luther ab – vom katholischen Glauben hat er sich allerdings inzwischen schon längst wieder entfernt (vgl. 185).

Unterdessen hat er seine langjährige Freundin Christine, Tochter des Nobelpreisträgers Werner Heisenberg, geheiratet, 1968 wird Sohn Stefan geboren: eine neue Verantwortung. Vietnam, die Studentenproteste – all das bewegt und beschäftigt. Die berufliche Zukunft ist auch nach der zweiten abgeschlossenen Berufsausbildung ungewiß.

Eine Direktionsassistentenstelle an der Münchener Katholischen Akademie in Bayern schlägt Frido Mann aus, übernimmt dafür von Leo Karrer 1969 in Münster die Assistentenstelle bei Karl Rahner SJ, den er bereits in München auf dem Romano-Guardini-Lehrstuhl gehört hatte. Innerlich der Theologie längst entfremdet, versieht er vormittags im „Theologenbunker“ (207) am Institut für Dogmatik seine Dienstpflichten<sup>2</sup>, nachmittags studiert er Psychologie. Nach dem Vordiplom gibt er die hauptamtliche Assistentenstelle auf, obwohl ihn Rahner, dessen „kernig-herben Charme“ und dessen „verlegene, aber um so echter wirkende Herzlichkeit“ gegenüber dem nun dreijährigen Sohn (208) er schätzt, noch als Kandidat



für die Besetzung eines Fundamentaltheologie-Lehrstuhls empfehlen will.

Längst hat er ganz auf Psychologie umgesattelt: Psychotherapie als eine Art weltliche Seelsorge; ein Psychiatrie-Praktikum wird zum „absoluten Schlüsselerlebnis“ (210). Er lernt Carl Rogers und Reinhard Tausch kennen, macht Encounter-Erfahrungen (u.a. in den USA), arbeitet schließlich als Klinischer Psychologe am Psychiatrischen Krankenhaus in Gütersloh, von wo aus er auch als Gastdozent in Leipzig tätig wird – was (er wird von der Stasi umworben) zu Verdächtigungen führt. In der DDR 1980 in Sozialpsychiatrie habilitiert, läßt er sich in Münster umhabilitieren, wo er 1986 eine Professur in Psychologie übernimmt und bis 1990 als geschäftsführender Direktor des Instituts für Medizinische Psychologie arbeitet.

Wachsende Entfremdung hatte 1980 zur Scheidung geführt, später rückt er mit seiner Frau wieder zusammen und heiratet sie Mitte der 90er Jahre, kurz vor seiner ersten Brasilienreise, ein zweites Mal. In Brasilien spürt er familiären Wurzeln seiner Urgroßmutter Julia Mann-Bruhns-da Silva nach. Niederschlag findet dies in seiner schriftstellerischen Tätigkeit und in dem Versuch, den Verein *Casa Mann* in ihrem Geburtshaus in Paraty aufzubauen, das als eurobrasilianisches Kulturzentrum gedacht ist. Ein Universitätsprojekt an der Karls-Universität Prag, das sich später zerschlägt, und Litauen, wo er Thomas-Mann-Festivals besucht, sind weitere Lebensschauplätze. Im Epilog (366–374) erfährt man, daß die religionsübergreifende, innere Sinnsuche jetzt

beim „Projekt Weltethos“ von Hans Küng angelangt ist. Für Frido Mann stellt es das einzige Konzept dar, das die kopernikanische Wende der katholischen Kirche wenigstens teilweise vollzogen habe. Den aktuellen Atheismus wertet er „als Radikalkur gegen die Alterskrankheit der Religionen“ (369).

Es ist nicht leicht, „ein Mann“ zu sein: ein Leben zwischen Heimatverlust und Weltbürgertum, keineswegs „mißraten“. Vom Großvater im „Doktor Faustus“ in der Gestalt des kleinen Nepomuk Schneidewein („Echo“) literarisch ermordet<sup>3</sup>, mit dem Vater kurz vor dessen mit Alkohol und Barbituraten wohl selbst herbeigeführten Tod (1977) versöhnt, von der Mutter ent-erbt, hat sich Frido Mann vom Sog des Schicksals befreit. *Andreas R. Batlogg SJ*

<sup>1</sup> Mann, Frido: Achterbahn. Ein Lebensweg. Reinbek: Rowohlt 2008. 383 S. Gb. 19,90.

<sup>2</sup> Vgl. F. Mann, Die Theologie im interdisziplinären Gespräch der Wissenschaften, in dieser Zs. 186 (1970) 109–116.

<sup>3</sup> Vgl. H. Kurzke, Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. München 1999, 503: „Frido Mann lebt damit, daß sein Großvater ihn so wirkungsvoll und gräßlich sterben ließ. Das wird nicht immer leicht sein. Es heißt, er fürchte seitdem den Sog des Todes. Umgeben von übermächtigen präfigurativen Modellen, von Lebensläufen des Vaters, des Großvaters, des Großonkels Heinrich, der Onkel und Tanten Klaus, Erika, Golo, Monika und Elisabeth, hatte er es schwer, seinen eigenen Lebensweg zu finden. Er ist keinem der großen Vorbilder gefolgt.“